

## Wie Peterle das Christkind sah.

Man muß schon weit in den großen Forst vordringen, der sich zwei Tagemärsche tief von der Waldstadt aus nach Süd und Ost und West hin ausdehnt, wenn man das Häuslein erblicken will, in dem Klein Peterle wohnte.

Die Füchse und Hasen sagen einander Gutenacht dort draußen. Nur selten kommt ein fremder Mensch unter Peterles Jugendhimmel. Einsam steht sein Hei-mathäuslein auf hoher Wacht am Berge. Manchmal stört ein schimpfender, fluchender Holzknecht die Verlassenheit des Waldes drunten, wenn die Gäule den schweren Wagen, mit mächtigen Stämmen beladen, im sandigen Wege stecken lassen, oder wenn die Räder im Moraste versinken oder im tiefen Schnee knirschen.

Aber einmal im Jahre ist der Wald hier lebendig. Da kommen im Sommer die Kinder aus der fernen Waldstadt, um die schwarzblauen köstlichen Heidelbeeren in den Waldungen zu ernten und die wunderbar schmeckenden roten Erdbeeren zu brechen. Peterle hat

dann viel Neider unter ihnen, weil er alles aus erster Quelle hat. Denn die Erdbeeren reifen in Fülle an den Rainen des hohen Dammes, der sich hier durch den Wald hinzieht und über dessen Hochfläche die Eisenbahn dahingeht. Sie mündet dort am Fuße des hohen Heiligenberges in den großen Tunnel, der dreizehnundeinhalbhundert Meter lang ist. Tag und Nacht sperrt der sein schwarzes Maul auf. In kurzer Folge verschluckt er grinsend die Züge oder speit sie aus. Weißer Dampf und schwarzgelber Qualm zieht dann für kurze Augenblicke über die Waldfläche dahin. Ein seltsamer Gegensatz. Aber der unendliche Wald nimmt diese bitteren, stinkenden Pillen menschlicher Errungenschaft gutmütig hin und verdaut sie. Denn er ist an dieses Gift gewöhnt. Er ist mit ihm groß gewachsen. Dem Walde und seinem Völkchen ist dies Alltäglichkeit. Die Vögel fliegen schon lange nicht mehr auf, wenn die schwarzen Ungetüme pustend über den hohen Damm rollen, wenn die Räder rasseln und die träumerische Stille des Waldes für kurze Zeit aufgeschreckt wird.

Und dort steht das Häuslein, in dem Peterle wohnt, wenige Schritte vom Eingang zum großen Tunnel. Rosen blühen im Sommer im Garten ringsum, Lilien und Reseden. Höchstenglige Malven recken die Hälse hoch und die königliche Sonnenblume hebt im Herbst ihr stolzes Haupt empor. Ueberall merkt man die stetige,

glättende, ordnende Hand der Frau. Es ist traulich und wohnlich im Sommer hier oben.

Aber desto ungestlicher ist es im Winter. Da hilft auch die Glückssonne, die im Häuslein selbst scheint, oft nicht heraus. Die Stürme rütteln an den Bäumen und klagen und heulen und pfeifen über den Damm. Eiskalt faucht der Frostwind, und der Schnee umlagert oft meter-tief die Insassen des Häusleins. Da kehrt zum Ernste des Häusleins die Not oft ein. Zum Ernste? Ja, das Häuslein ist eine ernste Stätte. Denn Peterles Vater hat ein ernstes Amt hier oben. Er ist der Wärter des großen Tunnels. Und das ist ein Amt, wichtig und verantwortungsvoll zugleich. Der große Tunnel ist seiner Obhut anvertraut. Und der hat seine Tücken. Er ist launisch und gefährlich zugleich. Schwere, giftige Gase ziehen bei dunstigem Wetter schwelend über seine Schienenstränge. Auf den Luftschloten, die auf den hohen Berg ausmünden, sitzen fröhliche Teufelchen und lassen den Qualm nicht abziehen. Wie ein Ungeheuer, das ständig Rauch erbricht, öffnet der Tunnel dann seinen Rachen und das kleine runde Loch, das man ganz in der Ferne bei sichtigem, klarem Wetter als Ausgang sonst erblickt, ist stundenlang nicht sichtbar. Es ist gefährlich, an solchen Tagen hineinzugehen. Wasser entquillt überall den Wänden und perlt bei Lichtschein silbrig die glitzernden Steine herab, als stünde man in einem großen, gewölbten

Tempel, mit Edelsteinen besetzt. Es hat schon manches Ereignis gegeben. Einmal lag frühmorgens ein mächtiger Steinblock im Tunnel, mitten im Geleise, den der heimtückische Geselle in der Nacht herabgeworfen hatte. Peterles Vater erinnert sich noch des Schreckens, als er ihn beim ersten Begang entdeckte und wie er mit rotgeblendeter Laterne dem fälligen Zuge entgegenstürzte, der schon ein Stück Weges hereingefahren war. Bei etwas weniger Glück wäre er zerschellt. Aber es war dem Manne gelungen, ihn rechtzeitig zum Stehen zu bringen.

Das war Peterles Vaters Amt.

\* \* \*

Es war ein rauher Dezembertag, just am Tage des Heiligen Abends.

Ein tiefer Schnee war über Nacht gefallen. Unaufhörlich flockte es vom Himmel. Schwer bogen sich die Aeste der Tannen und Föhren unter der Schneelast zur Erde. Ab und zu knickte ein überlasteter Ast im Walde.

Peterles Vater war nach einer sorgenvollen, unruhigen Nacht aufgestiegen. Er hantierte heute allein im Hause. Es war längst heller Tag, als er, beunruhigt durch die Klagen seiner Frau im Bette, sich entschloß, Hilfe zu holen.

„Peterle, Peterle!“

Der Mann trat an das Kämmerlein, in dem die drei Kleinen schliefen, von denen Peterle der Älteste war.

Peterle rieb sich die Augen. Kinder sind sonderbare Weltbürger: des Abends wollen sie nicht ins Bett, des Morgens nicht aus dem Bette. Er überlegte sich gerade, ob er sich nicht schlafend stellen sollte. Denn zum ersten ist's morgens nach seinem augenblicklichen Empfinden schöner im Bette, denn irgendwo, besonders wenn es Zeit zum Aufstehen ist. Zum zweiten war Peterle in dem seligen Bewußtsein, daß heute Heiligabend war — und das ist doch der schönste Tag im Jahre — und da er sich gerade mit Mühe von einem wunderschönen Traume losgemacht hatte, in welchem ihn der Heilige Nikolaus reich beschenkt hatte, so hätte er gar zu gerne in der Erinnerung an das selige Erlebnis noch geschwelgt.

„Peterle, Peterle!“

Da stand der Vater vor ihm.

„Schnell, Kind, steh auf! Die Mutter ist krank geworden. Sie kann nicht auf sein. Du mußt in die Stadt laufen.“

Da war Peterle mit einem Seufzer auf den Lippen aufgesprungen und im Nu stand er vor dem Bette der Mutter, die ihm tränenden Auges das Haar strich.

Der Vater war hinausgegangen, denn draußen donnerte ein Zug vorbei.

Peterle nahm betrübt sein Frühstück. Ja, es war seit gestern eine merkwürdige Unruhe im Hause. Der Vater ging sichtlich verstört ein und aus. Es war dem Peterle plötzlich, als wollte er es daheim nicht mehr aushalten. Es trieb ihn etwas in die Ferne. Da war es letzten Jahres doch anders gewesen im Hause! Viel freudiger, erwartungsvoller. Gar nichts merkte man in diesem Jahre davon. Als er gehen wollte, hielt ihn der Vater wieder zurück. Aber nach dem Mittagessen nahm ihn dieser beiseite und sagte zu ihm: „Nun, Peterle, gehe gleich in die Stadt hinein und bestelle Frau Trautmann. Sie soll rasch zu Muttern kommen. Aber gleich.“

Wie atmete klein Peterle da tief auf!

Frau Trautmann? War die nicht auch dagewesen, als sie die kleine Lotte voriges Jahr bekommen hatten? In seinem Gehirn dämmerten ungeahnte Möglichkeiten. Mit weit geöffnetem Munde blickte er dem Vater in die Augen. „Fra . . . Frau Trautmann? Am Schulhaus dort?“

„Aber Peterle, ja. Die gute Frau Trautmann. Geh, Bub, gleich. Sie soll sofort kommen.“

Mit einem traurigen Blick nach der armen Mutter ging der Kleine fort, steckte sich noch einen tüchtigen Brocken Brot in die Tasche und bald verschwand er hinter den Bäumen im weißen Walde. Aber aufweinen hätte er mögen und auffauchen zugleich, so weh und bäng-

lich und doch wieder so erwartungsvoll überkam es ihn. Ach, und wie ihn die Mutter beim Fortgehen nochmals angeblickt hatte, so leidvoll und bang! Im Walde noch sah er die Augen der Mutter vor sich, diese guten, lieben Augen. Ja, damals im Spätsommer war auch Frau Trautmann bei ihnen gewesen, als sie die liebe kleine Lotte bekamen. Und die Mutter war daraufhin so krank geworden. Aber sie war wieder genesen. Und wie hatten sich alle gefreut über den jungen Erdenbürger! Dem Peterle arbeitete es im Kopfe herum. Und wenn nicht ein Hase über den tief verschneiten Weg gehoppelt wäre und durch ein paar tolle Sprünge und durch ein drolliges Männchen, das er ihm stellte, seinen gesunkenen Mut wieder aufgefrischt hätte — er wäre wahrhaft verzagt. So trollte er sich denn gegen die Waldstadt zu, deren Umrisse nach langem Wandern endlich ganz ferne sich abhoben. Das gab ihm neuen Mut.

Ob er nicht erst mal an die großen Schaufenster gehen sollte, in denen Christkind seine Herrlichkeiten ausstellt?

Er überlegte. Immer näher kam er an die Stadt. Dort sah er schon das große Schulhaus ragen, in dessen Nähe die Frau wohnte.

Da ging er entschlossenen Schrittes dahin.

Zaghaft zog er an der vielgesuchten Klingel.

Wo Frau Trautmann sei? Ob er da recht sei? Sie solle gleich kommen.

„Ja, Kind, zu wem denn? Ei, ei, die sei ja schon vor einer halben Stunde fortgegangen. Ein Bote sei gekommen, sie eilig zu rufen. Man habe sie zum Zuge geholt. Der halte heute ausnahmsweise am großen Tunnel, um sie abzusetzen.“

Was war da vorgegangen? Peterle blickte verdußt darein.

Da war er zu spät gekommen! O weh!

„Und dich hat der Vater geschickt, Bub? Ganz allein? Und du fürchtest dich nicht, allein wieder heim zu gehen? Es wird ja bald düster werden.“

„O, ich habe den Weg schon oft gemacht, wenn es düster war im Walde. Ich fürchte mich nicht.“

Und so ging er. Eine Unruhe quälte ihn. Aber er konnte es sich nicht versagen vor einem großen Laden in der Hauptstraße, wohin er in fliegender Hast einen Absteher machte, sich aufzupflanzen. Denn er wußte, daß dort immer die schönsten Herrlichkeiten des Weihnachtsfestes ausgestellt waren. Dort hatte Christkind seine Niederlage an Gaben errichtet. Durch die großen Spiegelscheiben hindurch wanderten ja alltäglich ungezählte Sehnsüchte träumender, erwartungsvoller Kinderherzen.

Lange stand er dort.

Pferdchen, Ställe, Trompeten, Eisenbahnen, Schaukelpferde, ganz große zum wirklichen Schaukeln, Soldaten, Kanonen, Spiele . . . Gott, ist doch die Welt so schön, wenn es Weihnachten wird . . . Autos, Trambahnen, Kasperle, Puppen — ja, Puppen für klein Lottchen, Christbäumlein, wunderschön geschmückt . . .

Traurig ging Peterle von dannen. Er mußte lange dort gestanden haben, denn als er in der menschengefüllten Straße sich umsah, blitzte schon hier und dort ein Licht in den Häusern auf.

Klein-Peterle lief und lief. Er lief, so schnell ihn die Beine tragen konnten dem Walde zu. Angst und Erwartung beflügelte den Schritt. Schon warfen sich die ersten Schatten der Nacht auf den schweigenden Forst. Wieviele Christbäumchen eigentlich hier stehen, alle mit Schnee beladen! Ganz so niedlich und traulich, wie er es in der Stadt gesehen. Und wie sich das alles am Heiligen Christabend ansieht, so feierlich, so schön! Fehlen nur noch die Lichtlein und tausend Bäumchen würden in der Nacht hier flimmern und eine wunderbare Weihnacht würde im Walde anheben und die Englein kämen und würden singen . . .

Er blieb einen Augenblick stehen um sich von seinem Laufe zu verschlaufen. Tief hob sich seine Brust. Dann stapfte er langsamer weiter im tiefen Schnee. Er stapfte und stapfte. Jetzt spürte er einen merkklichen Hunger. Er

zog sein Stück Brot aus der Tasche und aß. Er fühlte sich müde, denn das Tappen und Arbeiten im tiefen Schnee war ihm schwer gefallen. Es war mit einem Male bitter kalt geworden. Er krampfte die kleinen Hände in der Tasche, denn es fror ihn plötzlich. Aber immer näher ging es dem Häuslein zu, wo sich seinem Ahnen nach etwas begeben mußte. Er blickte sich erschreckt um. Zwischen den dichten Tannen hatte sich etwas bewegt. Nun wurde ihm doch in der Dunkelheit etwas sonderbar zu Mute. Ein Vogel flog unter einem Baume auf. Dicht vor seinem Kopfe war etwas Großes durch die Luft gehuscht. Er fing an Gänsehaut zu bekommen. Ob in der Christnacht im Walde alles geheuer sei? Die Mutter hatte ihm einmal erzählt, daß in der Heiligen Nacht die Engel an stillen Halden im Walde leise Chöre sängen. Wenn jetzt der Heilige Nikolaus käme und ihn so gütig beschenke wie er es geträumt hatte?

Er stapfte und stapfte. Ob er wohl auch vielleicht jetzt die Engel singen hört? Eine Stunde hatte er sich schon im Walde gemüht — da lauschte er auf. Er täuschte sich nicht. Das ist kein Traum, das ist Wirklichkeit — von ferne hörte er leise, zarte Musik, geradeaus vor sich auf dem Damme der Eisenbahn. Die Erwartung und Ueberraschung beflügelt seinen Lauf. Und — was erblickt er dort — da — dort vor sich auf dem hohen Damme droben? Die große,

helleuchtende, feurige Schlange eines mächtigen Zuges so lang, wie er noch keinen bei Nacht beobachtet hatte. Und nun hörte er ganz deutlich einen zarten Sang:

Vom Himmel hoch da komm' ich her,  
ich bring' euch gute neue Mär.

Der guten Mär bring ich so viel,  
davon ich singen und sagen will.

Wie das klingt so feierlich im Walde! Aber nun hält es ihn nicht mehr, denn dort, nicht allzuweit, muß ja sein Vaterhaus stehen. Kennt er doch jeden großen Baum hier in der Einsamkeit. Mit letzter Kraft arbeitet er sich den hohen Damm im Schnee empor und läuft neugierig den großen Zug entlang. Wie der Zug so ganz eigenartig aussieht! Soldaten gehen in den hellen Wagen hin und her. Und hat er recht gesehen? Dort liegen andere in Betten, die in den Wagen schweben. Viele sind verwundet und haben Arm und Kopf verbunden. Und viele schauen aus den hellen Wagen schmerzvoll in die dunkle Nacht und in ihren Augen liegt es wie träumende Sehnsucht. Manche weinen und trocknen sich die Augen. Und was die Wagen alle für Aufschriften tragen! Peterle buchstabiert: Mannschaftswagen, Mannschaftswagen und immer weiter so . . . dann Krankenwagen für Offiziere . . . Arztwagen . . . Chefarzt . . . Operationsraum . . . . . Transportfüh-

rer . . . Heizwagen . . . Schwestern . . . Apotheke . .  
Küchenwagen . . . Mannschaftswagen — es will gar  
kein Ende nehmen . . . Der Zug scheint ja unendlich  
lang . . . bis mit einem Male ein großer, bärtiger  
Mann in einfacher Uniform, aber mit einem großen  
Sterne auf der Brust, vom Trittbrett eines Wagens  
sprang, das zu Tode erschrockene Peterle an der Hand  
nahm und sprach: „Nun sag' mal, Kleiner, wie kommst  
denn du in der Nacht hierher?“

„Ich bin 's Peterle.“

„So — — 's Peterle bist du?“ Der Bärtige  
stellte den Kleinen in den hellen Lichtstreifen eines Wa-  
gens. „Und wie kommst du daher, Junge?“

Ein zweiter Soldat mit großen, dicken, geflochtenen  
Achselstücken trat aus der Dunkelheit herzu.

„Ich gehe zu meiner Mutter heim — ja!“

„Aber Junge, Junge — du bist doch nicht etwa im  
Zuge als blinder Passagier? Wie?“

„Ich? Ich gehe heim. Wir wohnen da — ja!“

„Hier im Walde? Aber sage, Kind, wo denn?“

„Dort“ — er zeigte mit dem krebsroten Händchen  
nach der Richtung zum Tunnel hin — „dort wohnen  
wir — ja.“

„Merkwürdig“ — und zum Anderen gewendet:  
„Wissen Sie auch, daß wir in Deutschlands schönstem,

größtem Walde halten? Schienenbruch soll vorliegen, sagten Sie? Dann liegen wir noch in einer Stunde da. Uebrigens scheinen die Leute hier wetterfest zu sein . . . Aber nun sag' mir mal, Kleiner, wo kommst du eigentlich her?"

„Aus der Stadt — ja!“

„So — in der Christnacht? Und du bist ganz allein durch den großen Wald gegangen? Und du fürchtest dich nicht?“ Und zu dem anderen sich wendend: „Der Junge gefällt mir. Prächtiger Bengel!“

„Scheint mir so ein richtiges Waldkind zu sein, Durchlaucht.“ Und dann nahm der mit dem großen Sterne auf der Brust, der die ganze Zeit so freundlich mit Peterle geredet hatte, ihn lächelnd am Kinn und sprach: „Sag' mal, Peterle, war denn das Christkind schon bei dir?“

„Nee — aber es wird wohl noch kommen. Vielleicht heute Abend noch — ja!“

„Sicher? Heute noch?“

„Heute noch. Es ist ja Heilige Christnacht heute — ja, ja!“

„So — —“ und zu dem andern mit gedämpfter Stimme sich wendend: „Lieber Graf, wir liegen nun mal feste hier . . . wollen wir dem Kleinen doch eine Freude machen. Sie wissen ja — ohne so ein bisschen Liebe

geht's halt an Weihnachten nun mal nicht. Nehmen wir ihn herein zur Bescherung. In der Nacht der Großen Liebe fühlen wir das Verlangen nach Kindern. Sie sind ja auch unsere Hoffnung und unser Glück. Haben Sie nicht auch so einen Jungen zu Hause?"

Der Angeredete murmelte seufzend etwas, was Peterle nicht verstand und zerdrückte etwas glitzernd Helles zwischen seinen Augenwimpern. Er wollte es nicht merken lassen, aber Peterle hatte es doch gesehen. Denn just in diesem Augenblick hatte er Peterle auf die Plattform des Wagens gehoben. Durchlaucht stieg schwerfällig nach. Dann nahm dieser das Peterle, freundlich ihm zuredend, an der Hand und führte ihn durch die großen, taghell erleuchteten Wagen. O — was das Peterle da alles gesehen hat! Viele, viele weiße Betten, alles so ungewohnt. Er hatte gar nicht den Mut, überall hinzublicken, denn in jedem Bette lag ein Soldat, der eine lächelnd, der andere still daliegend mit schmerzvoll trauriger Miene. Zwischen blutbefleckten Laken sah er lachende Gesichter und betäubte Mienen. Schwestern, Offiziere, Mannschaften — alles blickte erstaunt dem Kleinen nach. Und nun stand Peterle mit einem Male mitten in Christkindleins Reich. Zwei Bäumchen, festlich gepußt, standen auf einem großen Tische, reiche Gaben lagen darunter. Peterle wagte gar nicht sich alles das anzusehen. Und ein feierliches Kommen und Gehen

hub an. Barmherzige Schwestern sammelten sich im Kreise und Offiziere und Mannschaften traten herzu und der Herr Graf stand da und Durchlaucht mit dem großen Sterne auf der Brust hielt an die andächtig Versammelten eine kurze Ansprache. Er erinnerte an die Große Liebe, welche zu Weihnachten über die Menschen kommt und welche an unseren Mitmenschen zu betätigen wir nie vergessen sollten; er sprach von der Schwere der Zeit und von der Hoffnung, daß alles sich zum Besten wenden möge. Und Peterle stand dabei und sah manches Auge feucht werden. Und dann setzte der Chor ein und sang feierlich: „Stille Nacht, Heilige Nacht“ und die zarten Klänge eines Harmoniums schmiegteten sich so wundersam in den gedämpften Sang der Schwestern — es war so feierlich im Raume, daß Peterle ganz vergaß, daß er im Lazarettzuge „Auguste Viktoria“ war.

Bis er endlich als erster sein Weihnachtspaket erhielt — weil ja die Kinder hier den Vortritt haben — und noch einen extra großen Lebkuchen dazu. Und Durchlaucht hob ihn sichtlich bewegt mit beiden Armen in die Höhe und zeigte ihm, wunderschön von lieber Frauenhand zurecht gemacht, die Weihnachtstrippe auf dem Tische mit dem Christkind drin. Peterle strahlte. Denn nun hatte er doch noch das Christkind gesehen! Und dann nahmen ihn die zwei, die ihn gebracht, in ihre Mitte und führten ihn weiter den Zug hindurch — und ehe sich Peterle ver-

sah, stand er wieder im Dunkeln. Es war ihm, als sei er eben vom Himmel gefallen. Da sagte mit einem Male der mit dem großen Sterne auf der Brust: „So, Peterle, nun zeige uns mal, wo dich das Christkind daheim besucht.“ Der aus dem Himmel Gefallene rieb sich die Augen. Mit einem Anflug banger Erwartung schritt er seinem Heimathäuslein zu, dem Tunnel entgegen, die beiden großen Herren hinterdrein.

„Peterle, Peterle!“

Da erkannte er die Stimme des Vaters.

„Peterle! Gott sei Dank! Schnell, Peterle komm!“

Und ins Häuslein hineinrufend: „’s Peterle ist da!“  
verschwand der Rufer drinnen.

Da hielt es Peterle nicht länger. Mit seinem Weihnachtspaket unterm Arm riß er aus und stürmte allein ins Haus. Mit fragenden Blicken guckte er den Vater an. Der stand neben dem Bette der Mutter und nickte und lächelte. Und im Hintergrunde hörte er schluchzen und weinen: Peterle, armes Peterle. Und eine fremde Frau hantierte in der Stube. Die war von frohsinniger Art, hatte das Herz am rechten Flecke und die nahm den kleinen Waldläufer plötzlich auf die Arme, hob ihn hoch und sagte: „Da sieh’ mal. Peterle, was dir das Christkind gebracht hat.“

Was — was — was war das? Ein kleines, liebliches Wesen lag neben der Mutter im Bette und schlummerte.

Da klopfte es an die Türe. Zwei Offiziere traten freundlich und leutselig grüßend ein. Und sich erstaunt umsehend, sagte der eine: „Das Peterle hat uns mitgenommen, um uns zu zeigen, was Christkind gebracht hat.“

Triumphierend hob Peterle seinen Lebkuchen hoch und deutete auf das Bett hin. Der erstaunte Vater und die noch mehr erstaunte Mutter blickten fragend nach den Eingetretenen auf.

„Meine Herren . . .“ mehr brachte der bestürzte Vater vorerst nicht heraus.

„Aber ahne ich recht, lieber Graf, so hat es hier ein freudiges Ereignis gegeben.“ Durchlaucht nickte freundlich im Kreise herum. Da hatte auch schon der Vater die Fassung wieder gefunden und als alter Soldat stellte er sich plötzlich in militärischer Haltung vor den Offizier: „Herr General, ich melde gehorsamst die Ankunft eines strammen Jungen.“

Da schüttelte ihm der Offizier herzlich die Hand: Das sei aber schön und nett. Er brachte ihm seinen Glückwunsch. Und der Wöchnerin auch. Warme Worte wurden gewechselt.

„Ach, lieber Graf, das ist ja nun die schönste Ueberschung für uns in der Christnacht“. Durchlaucht wechselte mit seinem Begleiter einige leise Worte, worauf dieser, sich auf kurze Zeit entschuldigend, die Stube des Glückes verließ. „Und du — Peterle — nun hast du ja auch dein Christkind erhalten. Gefällt dir das . . . nun . . . ja?“

Peterle warf einen vielsagenden Blick auf den neuen Weltenbürger, der sich eben leise rührte.

Der General unterhielt sich freundlich mit den Hausbewohnern. „Nur das Christbäumchen vermisse ich noch, ohne das eine rechte Weihnacht nicht denkbar ist . . .“ sagte er, sich umsehend.

Da geht plötzlich die Thür auf. Der Graf, begleitet von einigen Schwestern, mit dem Roten Kreuz an Arm und Haube, treten ein, beladen mit einer Anzahl von Dingen: Wolldecken, Linnen, Weinflaschen, Eswaren, Gebäck . . . und ein Unteroffizier kommt hinterher und bringt ein Christbäumchen in schönstem Schmucke herein. Das läßt der General auf den Tisch stellen, zündet es eigenhändig an, läßt alles schön von Schwesterhand herichten und — er konnte noch so sehr Zwang sich antun — eine helle glänzende Träne perlte die gefurchten Wangen herab.

„Ich danke Ihnen, meine Damen.“ Und leise sprechend sich an eine Dame wendend: „Baronin, nehmen Sie sich bitte der Wöchnerin etwas an.“

Und alles steht eine zeitlang schweigend um das brennende Bäumchen, bis endlich der General die Stille bricht: So schön hätte er sich das Christkind in dieser Weihnacht doch nicht vorgestellt. Nein, und die Liebe unter den Menschen sei doch noch nicht ausgestorben und dürfte auch nicht aussterben. Und die Weihe der Weihnacht sei dazu angetan, das Trennende unter den Menschen zu beseitigen und die Große Liebe als alleiniges Heil unter dem verworrenen Tosen des kriegerischen und politischen Kampfes zu verkünden. Und angesichts dessen, was er hier erlebt, berühre es ihn heute doppelt schmerzvoll und erhebend zugleich: vor einer Stunde habe er im Lazarettzuge seinem besten Freunde und Kampfgenossen die Augen zugeedrückt und nun stehe er hier und begehe feierlich mit guten Menschen die Geburt eines jungen Weltbürgers. So reichten sich Tod und Leben ewig die Hand. „Und du, Peterle“, so schließt er, „du hast mich in diesen Kreis geführt; vergiß nicht diese Christnacht, auf daß du einmal ein guter, tüchtiger Mensch wirst.“

Berührt drückte er nochmals allen die Hand und ging. Die im Häuslein drinnen, insbesondere der Vater, dem Durchlaucht noch ein namhaftes Geldgeschenk beim

Gehen in die Hand gedrückt hat, erholen sich langsam von ihrer Ueberraschung.

War es ein Traum gewesen? Nein, es war Wirklichkeit. Kurze Zeit darauf dampfte der schwere Zug in den schwarzen Tunnel hinein.

So hat Peterle das Christkind drei Mal gesehen an diesem Tage: einmal im Traum, einmal im Lazarettzuge und einmal zuhause im Bette bei Müttern.

Das im Bette war aber ein wirkliches Christkind gewesen und hat wirklich gelebt und lebt heute noch.

Christian wurde es darum geheissen.

